

TierWelt

DAS TIER- UND NATURMAGAZIN

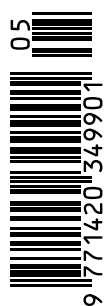
Nr. 05 | 10. März 2022 | Fr. 7.50

Lawinhunde
Spürnasen im
Schnee

Fotostopp
Archaische
Bergmassive

MEISTER ADEBARS WINTERQUARTIER

In Altreu klappert der Storch



In *Altreu* ist man *nesttreu*

Dem Weissstorch geht es gut in der Schweiz. Grund dafür ist unter anderem auch, dass er im Winter immer öfter hierbleibt. Ein Besuch dort, wo alles (wieder) angefangen hat. ✂ MATTHIAS GRÄUB



Schon vom Dorfeingang aus ist das Klappern zu hören. Ein Storch sitzt in seinem Nest im Dachgiebel, den Kopf tief in den Nacken gelegt, lässt er seinen Schnabel musizieren, während über ihm ein Artgenosse kreist. Will er ihn begrüßen oder abwimmeln? Das kleine Dorf Altreu, idyllisch an einer Aareschlaufe zwischen Grenchen und Solothurn gelegen, ist die Keimzelle der Schweizer Storchpopulation. Das sieht man auch. Auf jedem zweiten Dach thronen grosse, runde Nester. Die meisten von ihnen sind noch leer, was im Winter eigentlich normal ist. Eigentlich. Denn: Immer mehr Störche bleiben über die kalte Jahreszeit in der Schweiz, statt in den Süden zu ziehen.

Wieso das so ist, soll an diesem feuchtverhangenen Nachmittag Anfang Februar der Storchmanager schlechthin in seinem Hauptquartier erklären. Peter Enggist ist Geschäftsführer der Gesellschaft Storch Schweiz und hat sich seit 40 Jahren dem grossen Schreitvogel verschrieben. Während er ins verwaiste Lokal des Vereins «Für üsi Witi» einlädt, steuert ein



Matthias Gräub

weiterer Storch sein Nest an, eins von einem guten Dutzend, die hier in einen Windfang aus kahlen Laubbäumen geflochten sind.

«Jetzt sind sie auf Futtersuche, das nasse Wetter ist ideal, da gibt es jede Menge Würmer, Mäuse und Käfer auf den nassen Feldern. Wenn es kälter wäre, würden mehr Störche in den Nestern bleiben.» Fast entschuldigend erklärt Enggist das Ausbleiben der ganz grossen Storchflut. Aber weit weg sind sie nicht. Fast die Hälfte der rund 1600 in der Schweiz brütenden Störche verbringen den Winter hier. Tendenz steigend. «Und die anderen fliegen nur noch bis nach Spanien», sagt der weisshaarige Mann in der Daunenjacke, die er auch im ungeheizten Vereinslokal anbehält.

Storchenvater Bloesch

Dabei gehört der Weissstorch, mit wissenschaftlichem Namen *Ciconia ciconia*, im Winter eigentlich nach Afrika. Diejenigen Vögel, die in unseren Breiten brüten, ziehen im Herbst über die Iberische Halbinsel und Gibraltar nach Westafrika, von dort aus über die Sahara nach Senegal, Mali oder in den Niger ins Winterquartier. Wieso sie entweder gar nicht mehr oder wenn, dann nur noch bis nach Spanien ziehen, ist der Wissenschaft noch ein Rätsel.

Ein Rätsel, für das Peter Enggist zumindest teilweise eine Lösung zu haben glaubt. «Ich bin kein Biologe», sagt er, um nicht haftbar gemacht zu werden. «Das ist

Kaum ein Dach in Altreu trägt kein Nest: Das «Storchendorf» beheimatet rund 60 Brutpaare.

nur meine Theorie, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass der Grund dafür hier in Altreu liegt.»

Genau genommen bei «Storchenvater» Max Bloesch und seinem Ansiedlungsversuch. Enggist wirft einen Blick in die Vergangenheit: «Der Storch ist in der Schweiz Ende der 1940er-Jahre ausgestorben», erzählt er. «Damals hat man der Landwirtschaft Schuld gegeben, aber heute weiss man, dass das nicht stimmt.» Vielmehr habe es ein paar nasskalte Frühlinge zu viel gegeben. «Als die Jungen schlüpften, im April, lag oft noch viel Schnee. Das haben sie nicht überlebt und es wurden Jahr für Jahr weniger Tiere.» Von 140 Brutpaaren im Jahr 1900 auf null, fünfzig Jahre später.


Das brachte Max Bloesch aufs Parkett, seines Zeichens Turnlehrer aus Solothurn und Storchenfänger. Er machte es sich zur Mission, den Storch wieder zurück in die Schweiz zu bringen. Studierte die Tiere, richtete in Altreu eine Zuchtstation ein und besorgte sich junge Störche. «Erst hat er es mit Tieren aus dem Elsass probiert, dann aus Tschechien», erzählt sein Nachfolger, Peter Enggist. «Aber das hat alles nicht funktioniert.» Als Bloesch die Vögel nach einem Jahr wieder hat fliegen lassen, sind sie ab und wurden nie mehr gesehen.

Also fuhr der Storchenvater schwereres Geschütz auf: Er importierte Störche aus Algerien, und zwar im grossen Stil. 300 Tiere waren es insgesamt, in drei Tranchen aufgeteilt. Die hielt Bloesch in überdachten Gehegen, auf engem Raum. Als kein Platz mehr in den Käfigen war, hat er den anderen die Flügel gestutzt, damit sie nicht fortfliegen.

Artgerecht war das nicht, doch der Erfolg gab Bloesch Recht. Nachdem er seine Störche vier ganze

«Der Storch ist in der Schweiz Ende der 1940er-Jahre ausgestorben.»

Jahre eingesperrt hatte, liess er sie frei. «Durch diesen unnatürlichen Eingriff haben die Vögel den Zugtrieb verloren», erzählt Peter Enggist. «Glücklicherweise zogen die Nachkommen dann doch wieder in ihr Winterquartier.» Die Natur schien wieder im Lot. Und Bloesch expandierte. Er gründete 1965 in Uznach die erste Aussenstation. Bis 1994 folgten 23 weitere im ganzen Mittelland. Die Bestände stiegen an und tun es bis heute.

Aber eben, die Störche fliegen nicht mehr bis nach Afrika. Und hier kommt Enggists Theorie zum 

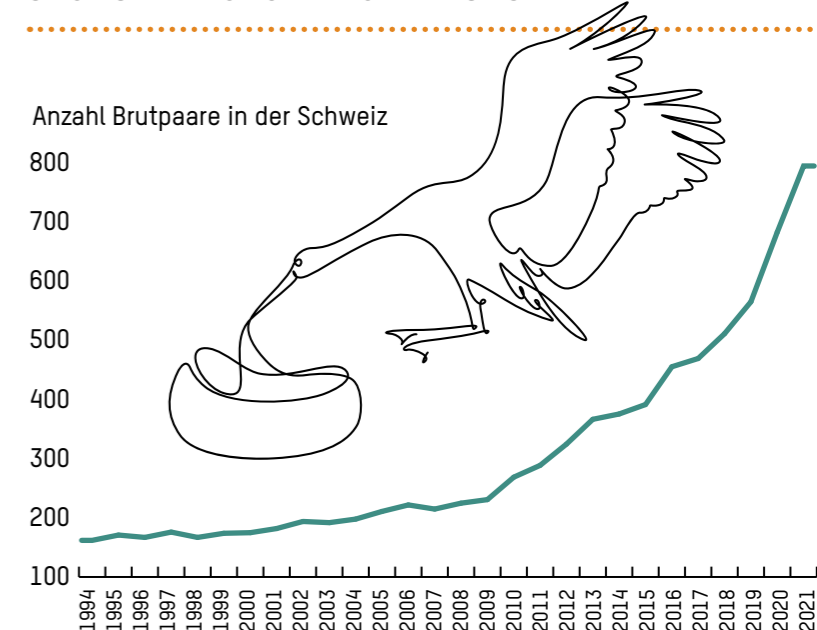
Der Pfeilstorch

Dem Storch auf diesem Bild ist es zu verdanken, dass wir heute über den Vogelzug Bescheid wissen. Es handelt sich um den sogenannten «Rostocker Pfeilstorch», der im Frühling 1822 samt Pfeil im Hals aus Äquatorialafrika bis in den Norden Deutschlands flog – nur um dort abgeschossen und präpariert zu werden. Der Storch war der Beweis dafür, dass Vögel sich nicht etwa in Höhlen zum Winterschlaf verziehen und sich über den Winter auch nicht etwa in Mäuse verwandeln (ja, das dachten damals wirklich einig), sondern eben davonziehen und sich in Afrika ein Winterquartier suchen. Heute kennen wir für solche Beweise Fussringe und GPS-Sender. Mit denen lässt es sich auch deutlich leichter fliegen.



Foto: Zoologische Sammlung der Universität Rostock

STORCHENPOPULATION WÄCHST



Quelle: Storch Schweiz



Offene Mülldeponien bieten ein gefundenes Fressen für Störche. Sie werden aber nach und nach geschlossen; die Vögel müssen umdenken.

ZUR PERSON



Der Architekt Peter Enggist hielt früher privat Wildtiere wie Pumas, Geparden oder Strausse auf seinem Bauernhof. Dadurch entstanden Freundschaften wie diejenige zum «Storchenvater» Max Bloesch. Nachdem dessen Auswilderungsanlage in Altreu einem Brand zum Opfer fiel, plante Enggist ein neues Gebäude. 1990 ernannte ihn Bloesch zu seinem Nachfolger als Geschäftsführer der damaligen «Gesellschaft zur Förderung des Storchensiedlungsversuches». Seit 2002 heisst die Gesellschaft «Storch Schweiz».

Tragen: «Die Distanz von Algerien bis ins Winterquartier südlich der Sahara ist etwa gleich gross wie die Distanz von hier bis nach Spanien.» Das genetisch programmierte Orientierungssystem ihrer Ahnen, vermutet Enggist, lotst die Störche auch 70 Jahre später noch gleich weit in Richtung Süden und sagt nach rund 1500 Kilometern «Stopp!».

Er widerspricht damit einer lange Zeit akzeptierten Theorie, dass die Störche Gefallen an offenen Mülldeponien gefunden hätten. Dort gab es so viel Lebensmittelabfälle, dass die Störche gar keinen Grund sahen, weiter in den Süden zu ziehen. Beim Überwintern geht es schliesslich nur darum, satt zu werden und nicht zu erfrieren. «Aber im Osten gibt es auch Mülldeponien», sagt Enggist. «Und dort fliegen die Störche weiterhin bis ins südliche Afrika.»

Die beiden europäischen Storchpopulationen – die westliche und die östliche – sind recht scharf voneinander getrennt. Irgendwo in Österreich, unweit der Schweizer Grenze, trennen sich die Flugwege der Störche. Während die Schweizer Tiere die Alpen westlich

«Der Stress auf den Mülldeponien in Spanien hat zugenommen.»

umfliegen, ziehen die Ost-Störche über den Balkan, via Bosphorus und Israel nach Afrika und dort nilaufwärts bis weit unter den Äquator. Und diese Störche machen überhaupt keine Anstalten, ihren Zug zu verkürzen oder sogar gleich daheimzubleiben. «So ergibt auch die Theorie von der Klimaerwärmung keinen Sinn, denn die gibt es im Osten auch.»

Anderthalb Jungtiere pro Nest

Ob Enggists Vermutung vom einprogrammierten Storch-GPS stimmt oder nicht, wird nicht so leicht nachzuprüfen sein. Sie erklärt auf alle Fälle nicht, weshalb die Schweizer Störche je länger je mehr gleich ganz auf ihre Winterferien verzichten. Hier könnten Klimaerwärmung und Mülldeponien tatsächlich eine Rolle spielen. Erstere sorgt dafür, dass die Böden in der Schweiz jedes Jahr weniger lang gefroren sind und daher mehr Nahrung hergeben. Zweitere, also die Mülldeponien, werden langsam rar; die EU verbietet nämlich seit einigen Jahren das Entsorgen von Lebensmittelabfällen auf offenen Deponien. «Der Stress auf den Deponien, die es noch gibt, hat unheimlich zugenommen», sagt Enggist, der sich in Spanien selber ein Bild davon machen konnte. «Die Störche werden aggressiv und müssen immer heftiger um Nahrung kämpfen.»

Da ist es in der Schweiz gemüthlicher. Dem Storch geht es nämlich hierzulande sehr gut, was den Bestan-

DIE GRÖSSTEN STORCHENKOLONIEN *

Basel (Zoo Basel und Tierpark Lange Erlen): 70 Brutpaare

Altreu (Storchendorf und Infozentrum): 59 Brutpaare

Avenches (Nationales Pferdezentrum): 50 Brutpaare

Murimoo: 50 Brutpaare

Zürich (Zoo Zürich): 21 Brutpaare

Uznach: 48 Brutpaare

Sennwald (Strafanstalt Saxerriet): 31 Brutpaare

* Anzahl Brutpaare 2021
Quelle: Storch Schweiz

Das Schweizer Mittelland ist fast durchgängig von Störchen besiedelt. Südlich der Alpen hingegen fehlt der Weissstorch.

deszahlen deutlich anzusehen ist. So viele Störche wie heute gab es in der Schweiz wohl noch gar nie. Im Frühling 2021 haben fast 800 Paare gebrütet und dabei mehr als 1200 Jungvögel grossgezogen, auch das ein Rekord.

Anderthalb Jungtiere pro Brut, so Enggist, sei ein guter Schnitt. Die Störche legen jedes Jahr im Zweitagessrhythmus insgesamt vier bis sechs Eier, aus denen drei bis vier Jungvögel schlüpfen. Vielleicht zwei davon schaffen es nicht, sich genügend Nahrung zu erkämpfen, um gross und stark zu werden. Denn, erklärt der Experte: «Die Eltern würgen die Nahrung einfach ins Nest, dann ist der Schnellere der Gschwindere.» Und der Ältere ist meistens auch der Schnellere.

Die meisten Todesfälle unter Babystörchen sind aber wetterbedingt. Horste, so heissen die Nester der Störche, werden bei starkem Regen überschwemmt und die kleinsten Vögel ertrinken und erfrieren darin. Das Problem verschärft sich noch durch Plastikabfälle, die als Nistmaterial verwendet werden (siehe Interview Seite 15). «Heute versuchen wir überall, wo wir rankommen, Löcher in die Nester zu bohren und sie zu

entstopfen, damit das Wasser ablaufen kann.» Man habe da, sagt Enggist, eine sehr gute Zusammenarbeit mit den lokalen Feuerwehren. Die Kälte sei das grössere Problem für die Jungvögel. Wenn sie unterkühlt und geschwächt sind, fressen sie nicht mehr und sterben.

Zurück ins gemachte Nest

Haben sie einmal ihre ersten knapp zwei Lebensmonate im Nest überstanden, fliegen die Jungstörche aus und lassen sich noch zwei bis drei Wochen lang von den Eltern zeigen, wo die besten Futterplätze sind. Und dann ist auch schon bald Zeit zur Abreise. Schon im August machen sich die Jungstörche auf ihren ersten Flug in Richtung Süden. Sie brauchen noch viele und längere Pausen als die Elterntiere, die ihnen im September folgen, wenn sie denn überhaupt noch nach Süden ziehen.

Bei der Rückkehr ins Brutgebiet – die meisten Schweizer Störche kehren schon etwa Mitte Februar zurück – entfaltet sich ein Kampf um die besten Nester. Das heisst: um die angestammten Nester, denn ↵ ↶ ↷



Matthias Gräub

Hochspannungsleitungen, wie diese hier in Rottenschwil AG, sind geeignete Nistplätze für Störche, sofern die Vögel vor Stromschlägen geschützt sind.

Störche sind nesttreu, wie Peter Enggist erklärt. «Und wenn ein junger Storch vom letzten oder vorletzten Jahr in sein Nest zurückwill, kommt es schon einmal zum Kampf mit dem eigenen Vater.»

Der stärkere Storch bekommt den Brutplatz – und das Weibchen oft gleich gratis dazu, denn es ist ebenfalls nesttreu. Bei so hohem Einsatz ist es kein Wunder, kommt es auch mal zu verletzten Streithähnen. Dass so ein Kampf tödlich endet, ist aber selten. Wer sich den Horst gesichert hat, macht sich an die Innenausstattung. Ein paar Ästchen hier, etwas Moos dort, bessert der Storch sein Nest aus, das dadurch jedes Jahr etwas grösser und schwerer wird. «Wir hatten Horste, die mehr als zwei Tonnen schwer waren», erzählt Peter Enggist. «Da muss die Feuerwehr oft auch mithelfen, etwas Material abzutragen, sonst landet die ganze Sache irgendwann am Boden.»

Störche machen auch Dreck

Immer mehr Störche, das bedeutet auch, dass es Jahr für Jahr mehr Nester gibt. Während die osteuropäische Storchpopulation – sie ist um ein Vielfaches grösser als die westeuropäische – allmählich schrumpft, steigen die Storchenzahlen hierzulande jedes Jahr um etwa 10 Prozent. Ein Ende des Trends ist nicht in Sicht, dafür fehlen die Feinde und Gefahren. In der Schweiz wären die natürlichen Feinde der Fuchs und vielleicht mal ein ausgerissener Hund. Greifvögel vergehen sich ab und zu an unbeobachteten Eiern und Jungvögeln. Gejagt wird der Storch nicht, da er (noch) auf der Roten Liste der bedrohten Arten ist. Bauern mögen ihn, weil er ein guter Mauser ist, und werden sich demnach hüten, Ab-

schüsse zu fordern. Fischer genauso wenig, da der Storch im Gegensatz zu Reiheren oder Kormoranen kaum Fische frisst.

Zwar kommen jedes Jahr einige Störche durch Stromschläge auf Hochspannungsmasten ums Leben, sie fallen aber nicht stark ins Gewicht. Eher passiere es, dass ein Storch in eine Leitung fliegt und dabei abstürzt. In der Schweiz werde diesbezüglich im internationalen Vergleich zu wenig für den Storch getan, Enggist lobt aber insbesondere den Kanton Aargau: «Die Elektrizitätswerke bauen dort selber Plattformen zum Nestbau auf Strommasten, damit die Störche nur dort nisten, wo es für sie ungefährlich ist.»

Die grösste Gefahr für einen ausgewachsenen Storch ist die Reise ins Winterquartier. Und weil die immer öfter entfällt, stellt sich die Frage, ob es dem Storch in der Schweiz allmählich fast zu gut geht. Immer mehr Störche bedeutet nämlich auch immer mehr Dreck. «Hier in Altreu tummeln sich zu Spitzenzeiten hunderte Störche.» Enggist schaut aus dem Fenster aufs benachbarte Giebeldach. Montierte Metallstacheln verhindern, dass sich der Storch dort einen Horst baut. «Es ist klar, dass nicht alle Leute Freude haben, wenn sie ständig verstopfte Dachrinnen haben», sagt der Experte. «Das wird mit der Zeit auch Probleme geben.»

Es sind Probleme für ein andermal. Vorerst erfreut sich Peter Enggist daran, dass es den Störchen in der Schweiz gut geht. In Altreu erst recht. Auf dem Hausdach am Eingang des Dorfes hat sich der zweite Storch in der Zwischenzeit zum ersten ins Nest gesellt. Das Klappern war offensichtlich eine Begrüssung, keine Warnung. 🐾

«Plastik im Kompost landet als Dünger auf der Wiese.»

Eins seiner grössten Probleme hat der Storch uns Menschen zu verdanken: Plastikabfall. Er landet nicht nur als Baumaterial im Horst, sondern auch als Nahrung bei den Jungvögeln. Das kann tödlich enden.

Biologe Lorenz Heer beobachtet diese Entwicklung genau. ✍ MATTHIAS GRÄUB 📷 ZVG



Störche haben oft Schwierigkeiten, Plastikteile von Nahrung zu unterscheiden. Das führt zu gesundheitlichen Problemen.

land oft auch Gummibänder, mit denen man etwa Radieschen bündelt. Die unverkauften landen dort samt Gummi wieder auf dem Feld zum Verrotten. Gummibänder sind in der Schweiz weniger ein Problem, aber es gibt auch Fälle aus Basel, nahe der Grenze.

Wie schadet dieser Müll den Störchen?

Störche haben einen Muskelmagen, der zum Verdauen stark arbeitet. Scharfkantige Plastikteile können ihre Magenwand durchstossen. Normalerweise würgt ein Storch unverdauliche Materialien wieder aus. So zum Beispiel auch das Skelett oder das Fell einer Maus. So wird auch Plastik ausgewürgt, aber eben nicht alles. Ausserdem gilt das nicht für jüngere Nestlinge. Sie können unverdauliche Teile noch nicht hochwürgen, in ihnen sammelt sich Plastik umso stärker und nimmt im Magen Platz für Nahrung weg.

Und das führt zum Tod?

Das kommt vor, ja. In einem Fall wurde im Magen eines verendeten Storches fast ein halbes Kilo Dichtungsringe, Schnüre und Gummibänder gefunden.

Störche verwenden Abfall auch als Nistmaterial. Ist das auch ein Problem?

Durchaus. Vor allem Schnüre sind sehr gefährlich für Jungvögel. Sie verheddern sich mit den Beinen darin und bei jeder Bewegung schnüren sie sich stärker ein. Das führt zu Missbildungen und bis zum Tod.

Haben Sie das schon oft erlebt?

Nein, das sind in der Schweiz zum Glück Einzelfälle. In Spanien und Griechenland kommt das aber häufiger vor.

Was kann ich als Privatperson tun, um das Plastikproblem zu bekämpfen?

Es ist das Wichtigste, daheim im Kompost wirklich keine Dinge zu entsorgen, die dort nicht hingehören. Und natürlich Littering verhindern. Altreu zum Beispiel ist ein Naherholungsgebiet. Im Sommer sehen die Grillstellen am Sonntagmorgen jeweils schlimm aus. Da bedienen sich die Störche natürlich. Wer sieht, wie ein Storch mit viel Plastik im Schnabel in Richtung Horst fliegt, meldet das am besten der Gesellschaft Storch Schweiz. 🐾

Herr Heer, wieso frisst der Storch Plastikmüll?

Der Storch ist ein Generalist. Er frisst vom kleinen Insekt bis zum Frosch oder zur Maus alles. Daher geht man davon aus, dass er auch Plastik- oder Gummiteile als Futter betrachtet und sie verschlingt. Wenn es heiss und trocken ist, passiert das übrigens häufiger als bei nassem Wetter.

Wieso das?

Bei Trockenheit findet der Storch weniger Regenwürmer. Also bedient er sich bei Gummibändern, die für ihn ähnlich aussehen.

Gehen Störche dafür Abfallkübel durchwühlen oder wo finden sie diesen Plastikmüll?

Nein, aber in der Schweiz landen jedes Jahr rund 50 Tonnen Plastik im Kompost und im Grünabfall. Das wird nicht mehr aussortiert und landet als Dünger auf Feldern und Wiesen.

Was findet man alles so in einem Storchmagen?

Schnüre, Keramikteile, Hartplastikstücke. In Deutsch-



Lorenz Heer, Biologe

Weltweite Storchenparade



SCHWARZSTORCH

Der Weissstorch ist der einzige Storch, der in der Schweiz heimisch ist. Neben ihm ist der Schwarzstorch (*Ciconia nigra*) die einzige in Mitteleuropa brütende Art. Ab und an ist er während seines Flugs ins Winterquartier in der Schweiz zu sehen, seltener beim Rasten anzutreffen. Anders als der Weissstorch ist der Schwarzstorch ein scheuer Einzelgänger, der die Nähe zum Menschen meidet. Er lebt in alten Laubwäldern, die mit Teichen und Tümpeln durchsetzt sind. Dort ernährt er sich vor allem von Fischen und Fröschen.



Schwarzschnabelstorch

Von Weitem kaum vom Weissstorch zu unterscheiden ist der Schwarzschnabelstorch (*Ciconia boyciana*). Etwas grösser und schwerer ist er – und er trägt einen namensgebenden schwarzen Schnabel. Die Art lebt in Ostasien und gilt mit geschätzten 2500 Individuen als gefährdet. Ein Zucht- und Auswilderungsprogramm in Japan trägt erste Früchte, 2007 brütete dort erstmals seit 40 Jahren wieder ein Paar.

Abdimstorch

Ein äusserst beliebter Vogel ist in seiner Heimat der Abdimstorch (*Ciconia abdimii*). Er ernährt sich nämlich fast ausschliesslich von Insekten und hilft gut mit, gegen Wanderheuschrecken-Plagen anzukämpfen. Er brütet südlich der Sahara, vom Senegal bis nach Somalia, und zieht über den Winter nach Südostafrika.



MAGUARISTORCH

Der einzige Südamerikaner in der Gattung der Eigentlichen Störche ist der Maguaristorch (*Ciconia maguari*). Er lebt in Feuchtgebieten und auf landwirtschaftlichen Flächen östlich der Anden und ähnelt dem Weissstorch ziemlich, ist aber gut an der nackten, orangeroten Haut unter dem Auge zu erkennen.



Höckerstorch

Die seltenste Storchenerart ist mit geschätzt unter 500 Exemplaren der stark gefährdete Höckerstorch (*Ciconia stormi*). Er lebt an Flüssen mit Überschwemmungsgebieten in Südostasien und ernährt sich vor allem von Fischen.

Besonders zu schaffen machen ihm Störungen durch den Menschen.



Jabiru

Ebenfalls zur Familie der Störche gehörend, aber etwas entfernter verwandt sind die Gattungen der Marabus, Klaffschnäbel und Nimmersatte sowie die zwei Arten der Grossstörche und der Jabiru.



Wollhalsstorch

Ob es sich beim Wollhalsstorch (*Ciconia episcopus*) um eine oder um zwei Arten handelt, ist umstritten. Die Populationen in Südostasien und im tropischen Afrika sind jedenfalls strikt voneinander getrennt. Das Tier trägt ein schwarzes Gefieder und auf dem Kopf eine schwarze Kappe. Nur sein Hals ist flauschig und weiss.

